

JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

Heft 10 — 1911

2. Jahrgang



Inhalt des zehnten Heftes:

Redaktion von Jung Israel: Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 134

Jung-Israel
Halbmonatschrift für die jüdische Jugend
2. Maiheft 1911

Die Sabbathengel

Nach einer jüdischen Sage

Verläßt am Freitagabend der Fromme Gottes Haus,
Geleiten — ungesehen — zwei Engel ihn hinaus.
Des einen Antlitz leuchtet, wie Schnee ist sein Gewand,
Den andern hat als Boten die Finsternis entsandt.

Ist in des Juden Hause der Sabbathtisch gedeckt,
Und sind geschmückt die Stuben, die Lichter angesteckt,
So spricht der gute Engel: „Du wahrtest fromm den Brauch,
Drum sei so hell wie dieser dein nächster Sabbath auch."
Und wie gedrängt von fremder Macht,
Ruft: „Amen!" dann der Sohn der Nacht.

Doch zeigt das Haus des Juden kein sabbathlich Gesicht,
Der Tisch ist nicht gerüstet, die Kerzen brennen nicht,
Dann spricht der böse Engel: „Du hieltest nicht den Brauch,
Drum sei so trüb' wie dieser dein nächster Sabbath auch."
Und: „Amen!" spricht mit leisem Ton,
Wie willenlos des Lichtes Sohn.

Hardie.

Lag Beomer in Jerusalem

Von Sara Bondi (Jerusalem)

„Jerusalem! Wer von euch kennt diese Stadt?" „Jerusalem, die Heilige!" werdet ihr ausrufen, „die einstmalige Hauptstadt unsres jüdischen Volkes, die sollten wir nicht kennen?

Nun gut, ich bin ja ganz davon überzeugt, daß ihr alle eure Bibel kennt und daß ihr genug über Jerusalem wißt. Ich wollte euch ja nur fragen: Hat einer oder eine von euch schon einmal Jerusalem gesehen?

„Oh," werdet ihr nun antworten, „gesehen?, bewahre: es ist ja so weit, weit weg über dem Wasser."

Seht ihr, das hab' ich gemeint mit meiner Frage, und weil ich wohl weiß, daß noch niemand von euch eine so weite Reise gemacht hat, möchte ich heute ein wenig mit euch über die Hauptstadt Palästinas plaudern.

Wenn ihr euch Jerusalem vorstellt, so denkt ihr entweder an seine Glanzzeit und seht gleich eine ganze Märchenwelt vor euch, den prunkvollen Tempel, herrliche Gebäude, weiß gekleidete Priester, die die Straßen durchziehen, die Heiligkeit auf dem Antlitz ausgebreitet, prächtige Rinder und Schafe, die zum Opferaltar geführt werden — oder vor eurem Geiste zieht das Bild des zerstörten Jerusalem vorbei, so wie es euch zu Tischa Beaw geschildert wird. Wenn ihr euch nur die Worte ins Gedächtnis zurückruft: „Ach, wie liegt sie so einsam, die Stadt, die einst so volksreich war!", dann werdet ihr denken, Jerusalem ist jetzt eine Wüstenei. Ganz so schlimm ist es aber nicht; wohl muß es, im Vergleich mit der einstigen Pracht, jetzt wüst genannt werden, trotz seiner mehr als 80 000 Einwohner. Denkt an die Städte in Deutschland, die ungefähr 80 000 Einwohner haben. Habt ihr einige davon gesehen? Sie haben wohl meist breite, große, gepflasterte Straßen, Gas und elektrische Beleuchtung, eine Straßenbahn, große Gebäude, Läden mit imposanten Auslagefenstern, große, freie Plätze mit Springbrunnen, Alleen mit Bänken, und was sonst nicht noch alles!

In Jerusalem findet ihr von alledem nichts. Hier sind die Gassen meist schmal und ungepflastert (wie unsre Landstraßen) im Sommer fußdick staubig, im Winter ebenso schlammig, die Kaufläden sind nur klein und einfach, es gibt keine Straßenbahn, und wer fahren will, muß sich schon eine Droschke nehmen; deshalb fahren häufig viele Leute in einem Wagen und benutzen diesen als Omnibus, der in bestimmten Richtungen hin und her fährt. Die Straßen haben nicht einmal Namen, sondern man teilt die Stadt in Viertel oder Kolonien ein, die man alsdann voneinander unterscheidet. Es gibt auch keine Wasserleitung, und der Regen muß in großen Gruben, die man Zisternen nennt, gesammelt werden; es ist weder Gas noch elektrisches Licht vorhanden; bis vor einigen Jahren waren überhaupt keine Laternen in den Straßen, und auch jetzt noch ist es besser, wenn man abends ausgehen will, sich einen Diener mitzunehmen, der eine Laterne vor einem herträgt; häufig ist dieser Diener ein Schwarzer — denkt euch, ein richtiger, waschechter Neger. Scheint aber gerade der Vollmond, dann braucht man kein künstliches Licht, denn der leuchtet hier so hell und so klar, daß man bei seinen silbernen

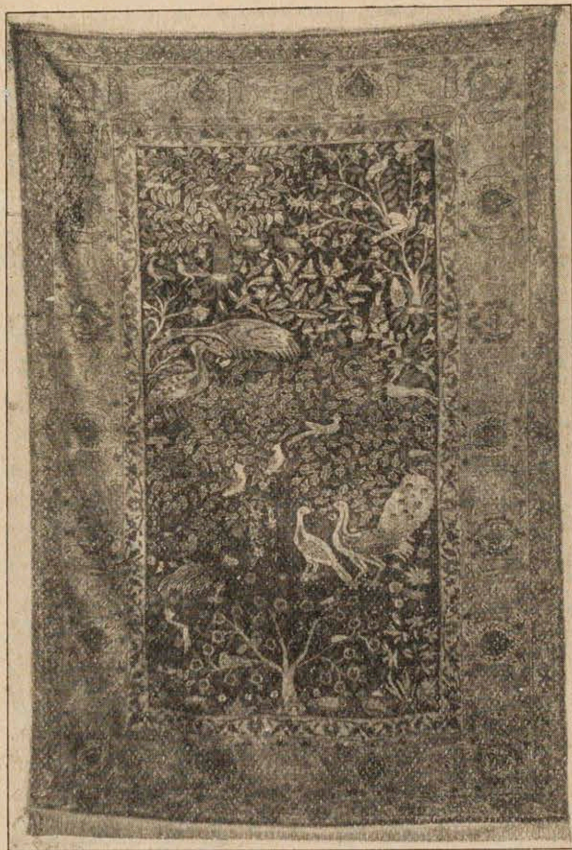
Strahlen lesen kann. Und die Sterne erst, die Sterne! Die funkeln und blitzen viel schöner als bei uns, und so groß sind sie, so groß, so müssen sie wohl in dem Märchen ausgesehen haben, wo sie als Sterntaler auf das arme, kleine Mädchen fielen. Ja, der Himmel, der ist überhaupt viel, viel schöner als bei euch, so blau, und so herrlich und so strahlend!

Aber heute wollte ich euch ja von Lag Beomer erzählen. Lag Beomer ist hier ein Glanztag, ein echter Freudentag, ein Tag, auf den sich Alt und Jung schon das ganze Jahr über freut. Es wird hier meist das Fest des Simon Hazadik genannt, nach einem Manne, der ein großer Heiliger war und der hier in einer Felsengruft begraben liegt. Am Lag Beomer nun pilgert alles zu Simon Hazadiks Grab, man zündet kleine Kerzchen an und steigt mit diesen in die Gruft hinab, um an den irdischen Überresten diesen großen Mannes Gott zu danken, daß er einst hat aufhören lassen Elend und Plage unter den Schülern des Rabbi Akiba.

Vor der Gruft breitet sich ein großer, freier Platz zwischen Felsen aus, und dort versammelt sich alsdann alles zum fröhlichen Gelage. Und da die Häuser hier meist eng und dumpf sind und den Kindern wenig Gelegenheit geboten ist, ins Freie zu kommen, — Sport kennt man hier fast noch gar nicht — wundert es euch da, daß sie sich das ganze Jahr hindurch auf den Tag freuen, den sie in Gottes freier Natur zubringen dürfen? Einige alte Olivenbäume wachsen auf diesem Platze, und in deren Schatten sitzen nun alle fröhlich vereint; eine jede Familie hat ihren kleinen Kreis, das Essen wird mitgebracht, also ein richtiges Picknick, und man ist guter Dinge. Auch Verkäufer mit großen Körben gehen herum und rufen ihre Waren aus, z. B. „Clealane Sum, sum". Es ist dies eine Art „türkischer Honig" und wird hier viel als Nahrungsmittel benutzt. Am allerliebsten aber haben die Kinder „Piepo". Dies sind geröstete Samenkörner der Sonnenblumen, mit denen man sich die Taschen füllt, um sie dann den ganzen Tag zu knuspern.

So bleibt man fröhlich beisammen, bis die Dämmerung zum Heimgehen mahnt.

Das ist das Fest des „Simon Hazadik" in Jerusalem. Möchtet ihr es nicht gerne einmal mitfeiern?



Orientalischer Teppich
Angefertigt in der Kunstschule „Bezalel"
(Zu dem Märchen „Im Raritätenladen")

Im Raritätenladen

Von H. H. C.

Es hatte gerade die Mitternachtsstunde geschlagen. Noch einmal sah der alte Raritätenhändler, der bis zu so später Stunde gearbeitet hatte, sich in seinem großen, düstern Laden um, dann drehte er das Licht aus und schlurfte zur Tür hinaus.

Nun war es ganz still, nur eine alte, holländische Uhr sagte immerfort „tick—tack, tick—tack." Dunkel war es auch, nur der Mond sah mit bleichem Schimmer durch eine Spalte der schweren venezianischen Samtvorhänge vor dem Fenster. Sein Licht fiel gerade auf eine weiße Marmorstatue, die eine wunderschöne Frau darstellte; allerdings hatte die Marmordame nur noch einen halben Arm, und auch ein Stück von der Nase fehlte, aber schön war sie doch, und das wußte sie auch. Man sah es ihr an.

Wie nun der Mond ihr so hell ins Gesicht schien, da erwachte sie plötzlich aus dem Halbschlaf, in den sie versunken gewesen, und seufzte halblaut: „O mein Hellas, mein schönes altes Hellas. Du einzige Stätte wahrer Kunst!"

Darauf ging ein Raunen und Regen durch den ganzen alten Laden, und eine tiefe, breite Stimme sagte empört: „Gnädige Frau, allen Respekt vor Ihnen, der ältesten von uns allen. Aber was die Kunst betrifft, so blüht sie wohl in meiner Heimat Italien genau so wie in Ihrem alten Steinhaufen Griechenland." Die Stimme kam von dem wohlbeleibten Kardinal aus dem 14. Jahrhundert, der da drüben im schweren Goldrahmen gemalt hing. Jetzt schwieg er, denn er war kurzatmig und mußte verschnaufen.

„In meinem Römerland ist sie auch zu Hause," sagte mit heller, klingender Stimme ein schönes, altes Glas, und eine kleine Rokokoschäferin aus Porzellan girrte kichernd: „Ha, ha, ich bin aus Frankreich, dem Lande der Schönheit," worauf ein chinesischer Pagode zustimmend mit dem Kopfe nickte.

Ein feingemalter Delfter Teller und ein norwegischer Brautschmuck wechselten beim Schein des Mondes nur einen Blick — sie hielten es für unter ihrer Würde, sich an dem Wettkampf zu beteiligen.

Der Griechendame tat es schon leid, daß ihr vorhin der Ausruf entschlüpft war. „Ich wollte Sie nicht verletzen, meine Herrschaften," sagte sie, „ich bin ja lange genug über die Welt gewandert, um zu wissen, daß jedes Land und Volk seine Kunst hat. Ich sehe es jedem Ankömmling auf den ersten Blick an, woher er stammt. Du z. B.," sagte sie zu einem großen, feingemalten Fächer, „kommst aus Japan und du" (zu einem herrlichen Spitzenshawl), „aus Spanien."

Die anderen gaben Zeichen der Bewunderung; da lächelte die Griechin geschmeichelt — soll man etwa nicht klug sein, wenn man vor 2000 Jahren in einer Künstlerwerkstatt in Athen das Licht der Welt erblickt hat?

„Gnädige Frau," sagte respektvoll der Chinesengott mit feiner Porzellanstimme, „gestatten Sie auch mir, von Ihrer Weisheit zu profitieren. Da drüben in jener Ecke stehen seit gestern drei neue Ankömmlinge und reden kein Wort und sehen so fremdartig aus. Ich kenne ja auch die Welt ein wenig, denn seit vier Jahrhunderten sitze ich in Raritätenläden umher und habe noch nicht den kleinsten Sprung

— aber noch nie sind mir Leute wie diese dort begegnet. Können Sie mir sagen, woher sie stammen?"

Das konnte die Griechendame aber nicht, denn bei der Ankunft der Fremden hatte sie gerade ein bischen geschlafen (kein Wunder, wenn man 2000 Jahre alt ist!), und nun standen sie zu weit entfernt, als daß sie sie sehen konnte. Da sie als die Älteste und damit gleichsam als die Beherrscherin des Raritätenladens es aber nicht leiden konnte, wenn Leute da waren, die sie nicht kannte, fragte sie: „Wie sehen sie denn aus?"

„Da ist ein wunderliches Büchschen," erwiderte der Chinesengott, „das ist aus ganz feinem Silber gearbeitet, steht auf einem schön verzierten Fuß und trägt ein silbernes Fähnlein auf der Spitze. Ferner ist da eine große Kupferschüssel mit seltsamen Zeichen und Verzierungen. Das eigenartigste aber ist ein seidener Teppich. In matten Farben ist eine seltsame Gegend, die ich nie sah, eine Stadt mit Kuppeln und Türmen hineingewebt; zur Rechten und zur Linken erheben sich zwei hohe, siebenarmige Leuchter, gebildet aus roten Anemonen, und von den roten Blumen sind einige zur Erde gefallen und haben den Boden wie mit Blut getränkt."



Im Raritätenladen

„Wie schön er erzählt!" flüsterte die Rokokoschäferin einem indischem Bronzepfeil zu, „es läuft einem ordentlich kalt den Rücken herunter!"

Die Griechin stand schweigend — sie konnte sich nicht erklären, woher die Fremd-

linge kamen. Aber auch keiner von den anderen wußte es, und durch den alten Laden ging ein Flüstern und Raunen, das endlich auch bis zu ihnen drang, von denen die Rede war.

Da ging plötzlich ein dumpfes, volles Tönen durch den Raum; das kam von der großen Kupferschüssel, und zugleich wehte das Fähnlein an der Silberbüchse, die Schüssel aber sprach: „Woher wir kommen, wer wir sind, wollt ihr wissen? Aus Palästina stammen wir und sind Kinder der jüdischen Kunst!“

„Jüdische Kunst?“ —

Alle horchten auf. So etwas hatten sie nie gehört.

„Das Judenvolk —“, sagte die Griechin sinnend, „das ist doch schon lange, lange tot. Schon damals, als ich noch in meiner sonnigen Griechenheimat weilte, wurde sein Tempel zerstört, wurden seine Söhne erschlagen.“

„Und wo ihr Blut auf den Boden floß, da blühten rote Anemonen auf, und die Blätter der Anemonenblüten fielen zu Boden und wurden wieder zu Blutstropfen.“ Der Teppich, der selbst voll roter Anemonen war, hatte wie im Traum diese Worte gesprochen.

„Und dennoch blieben einige am Leben?“ fragte die Griechin wieder.

„Eine große Schar blieb übrig,“ klingelten die Silberglöckchen, „und sie wanderten über die Erde und trauerten um ihr verlorenes Land und ihre verlorenen Kunstschätze. Da faßte eines Tages ein Künstler den Gedanken, man könnte doch diese gestorbene jüdische Kunst wieder zum Leben erwecken, man könnte die Kinder der Juden wieder in allen schönen Künsten unterweisen, wie zu den Tagen des Bezalel.“

„Bezalel?“ fragte die kleine Schäferin, „was für ein drolliger Name!“

„Es war der kunstfertige Mann, den Moses beauftragte, das Stiftszelt zu schmücken, und nach ihm hat der Meister, von dem ich spreche, die Schule genannt, in der er junge Juden in das Zauberreich der Kunst einführt,“ belehrte ernst das B'ssomimbüchschen. Ein solches war nämlich der Sprecher.

Wieder war es die Griechendame, die für die anderen das Wort nahm: „Was Sie da sagen von jüdischer Kunst und einer jüdischen Kunstschule, das interessiert uns sehr. Wollen Sie uns nicht mehr davon erzählen?“

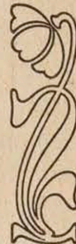
„Gewiß,“ erwiderte für das B'ssomimbüchschen die kupferne Sederschüssel, denn sie hatte die vollste Stimme, „von der Heimat spricht man immer gern. Also hört zu.“

(Schluß folgt.)

Talmudische Weisheit



Wer deine Schwächen lobt und streichelt,
Und wo er tadeln sollte, schmeichelt,
Geflissentlich und unbemerkt
In deinen Fehlern dich bestärkt,
Und wenn du was recht schlecht gemacht,
Dich drüber tröstet, scherzt und lacht,
Der ist, so wenig es auch scheint,
Weit ärger als ein offener Feind.



Jeworechecho Adonai!

(„Es segne dich der Herr . . . .“)

Meinen Eltern zugeeignet.

Großvater sprach und seufzte schwer:
„Großvater ist sehr krank, mein Kind!
Wer weiß, bald siehst du ihn nicht mehr.
So wisse: Daß wir Juden sind.
Der aber unser Schutz ist, Er,
Der Israel geführt durchs Meer,
Und niederwarf Mizraims Heer,
Er segne dich und steh dir bei:
„Jeworechecho Adonai!“

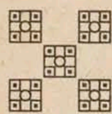
Großvater starb an diesem Tag,
Ich wußte nicht: Das ist der Tod,
Der Tod, der alles lösen mag.
Der Frühling war so rosenrot,
Das Leben war ein Blumenhag
Voll Sonnenschein und Lerchenschlag,
Und nur im tiefsten Herzen lag
Ein Klang wie ferne Träumerei:
„Jeworechecho Adonai!“

Der Rosenglanz war bald verblaßt,
Das Leben wurde hart und kalt
Und ward ein Kämpfen ohne Halt
Und ward ein Schleppen schwerer Last.
Da hat mich oft in Drang und Hast
Die schmerzensbange Angst erfaßt:
Wird mir denn nimmer Fried und Rast?
Und schrie in mir ein weher Schrei:
„Jeworechecho Adonai!“

Und eine stille Stunde war,
In dieser Stunde war er da,
Der gute Gott, wie ich ihn sah
Dereinst vor langem, langem Jahr:
In weitem, wallendem Talar,
Mit schneeigweißem Bart und Haar,
Die Augen sahen mild und klar,
Und war ein Segensspruch dabei:
„Jeworechecho Adonai!“

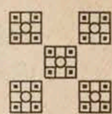
Nun hab ich meinen lieben Gott.
Das ist kein starker Herr der Welt,
Vor dem man gläubig niederfällt.
Man liebt ihn nur, Großvaters Gott,
Den Alten, der um Jakobs Zelt
In Treue seine Scharen stellt
Und über uns die Hände hält,
Daß uns ein Trost in Tränen sei:
„Jeworechecho Adonai!“

Berthold Feiwel



Die Macht der Wissenschaft

Dem Midrasch nacherzählt von Lina Wagner-Tauber



Nichts verdroß den römischen Kaiser Hadrian mehr, als der Bildungstrieb und die Weisheit der Juden. Mit Neid und Mißgunst erfüllte es ihn, wenn die jüdischen Akademien von Schülern überfüllt waren. Wenn doch das römische Volk so lernbegierig wäre, wie die Juden, dachte er. Die ganze Macht des jüdischen Volkes ist ihr Wissen. Wenn ich ihm diese nehme, kann ich es zum Heidentum bekehren.

Eines Tages erließ er den Befehl, die jüdischen Schulen zu schließen. Große Plakate an den Straßen und Plätzen verkündeten, daß das Studium jüdischer Wissenschaft bei Todesstrafe verboten sei. Die Juden waren tief unglücklich darüber. Tagelang gingen sie traurig umher. Wo man Bücher fand, wurden dieselben eingezogen und verbrannt. Ja selbst im Geheimen zu lernen war ein großes Wagnis.

Rabbi Meïr, ein junger Student, versammelte seine Gefährten auf einem freien Platze vor der Stadt und besprach mit ihnen die Grausamkeit des Verbotes.

„Seht," sagte er, „wir sind nicht zu bedauern, wir wissen noch, was es heißt, Juden zu sein, wir kennen noch unsere Sprache und Geschichte. Wir kennen die Schönheit und die Größe unseres Gesetzes. Was aber wird aus unsern Kindern werden? Sie werden ohne alles Wissen aufwachsen, sie werden nicht mehr aus der Quelle jüdischer Weisheit die Kraft für unsere Zukunft schöpfen. Sie werden ihr Judentum nur noch als Bürde betrachten und werden leichten Herzens Götzendiener werden. Sie werden ja nicht mehr wissen, was sie aufgeben, wenn sie ihr Judentum verlassen. Wenn das so weiter geht, dann sind wir verloren."

„Narren," erscholl plötzlich eine helle Stimme hinter ihnen, und die schlanke Gestalt Rabbi Akibas bahnte sich einen Weg durch die Menge. „Was soll das Gerede? Wenn man längst nach hunderten und tausenden von Jahren nicht mehr vom römischen Kaiser Hadrian erzählen wird, wird es noch stolze, aufrechte Juden geben. Euch fehlt nur der Mut. Wohlan, laßt uns dem Kaiser Trotz bieten! Wenn unsere Schulen auch geschlossen sind, so ist die Welt doch frei. Hier unter freiem Himmel will ich euch versammeln und lehren. Du lieber Gott, was hat man uns Juden schon alles genommen, von der Heimat hat man uns vertrieben, die Scholle zerstört; aber das Gesetz sollen sie uns nicht nehmen. Unsere Wissenschaft soll uns das Banner sein, das unserer Zukunft vorangeht."

Rabbi Akibas Augen leuchteten wie die helle Sonne bei diesen Worten. Und seine Sprache war so erfüllt von Hoffnung und Zuversicht, daß die Studenten voller Begeisterung ihn umringten.

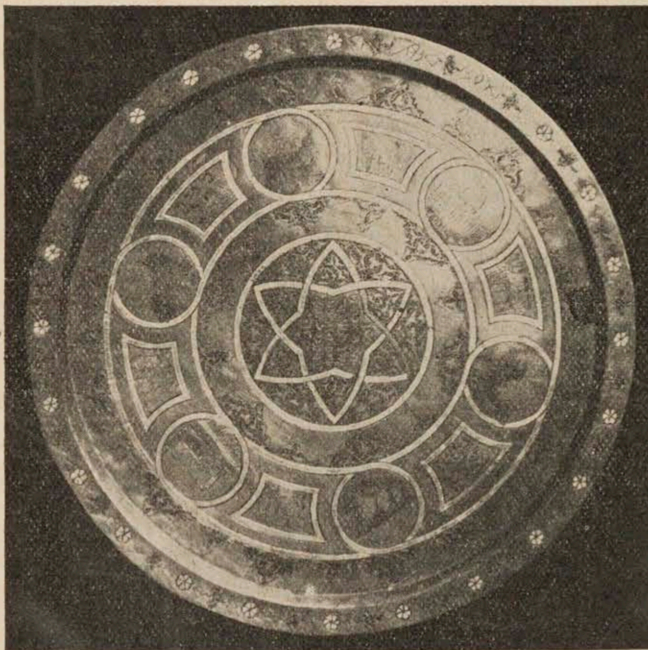
„Rabbi Akiba," riefen sie, „sei unser Meister, sei unser Lehrer. Ja, wir haben den Mut, dem Kaiser zu trotzen. Die Erde und der blaue Himmel über uns soll unser Lehrhaus sein."

„Um Gottes Willen, was tut ihr?" rief ein junger Student namens Papus dazwischen, „ihr gebt euch dem Tode preis. Wenn wir hier gehört werden, ist es um uns geschehen. Mutwillig sein Leben aufs Spiel zu setzen, ist kein Gott gefälliges Werk."

„Papus," erwiderte Akiba lächelnd, „du bist einer der besten Schüler, du wirst allgemein als klug und mutig bezeichnet, und nun sehe ich zu meinem Erstaunen, daß du

weder das eine noch das andere bist. Höret Freunde, fuhr Akiba fort, sich an die Menge wendend. „Ich will euch eine einfache Fabel erzählen, und ihr sollt daraus eine Lehre ziehen. — Ein Fuchs stand einmal am Ufer eines Flusses und sah, wie die Fische in großer Angst hin und herschwammen. „Ihr Fische," rief der Fuchs ins Wasser hinein, „was erschreckt euch so, warum seid ihr so ängstlich?" „Ach," erwiderten die Fische, „siehst du nicht den Mann dort mit dem großen Netze? Er will uns fangen und töten."

„Arme Fische," sagte der Fuchs teilnahmsvoll, „kommt doch aus dem gefährlichen Wasser heraus auf das Trockene, wir können hier oben trefflich miteinander leben!" Darauf erwiderten die Fische spöttisch: „Du bist das Tier, das man allgemein als schlau rühmt. Dein Rat zeigt uns den großen Grad deiner Dummheit. Denn siehe: das Wasser — und mag es zu Zeiten noch so gefährlich sein — ist uns Lebensbedürfnis. Wenn wir auch hier und da verfolgt werden und mancher von uns dem Tode geweiht wird, so sind wir doch am sichersten in unserm Element. Wenn wir hingegen auf das Land gehen, gehen wir sicher alle zu Grunde."



Kupferschüssel aus dem Bezalel

„So, Papus, geht es uns. Wir müssen in unserm Element bleiben, selbst wenn einige dabei zu Grunde gehen. Was ist ein einzelner gegen die große Masse? Die Hauptsache ist, daß das ganze jüdische Volk mit seinen Lehren und Gesetzen in seiner Ursprünglichkeit erhalten wird."

„Rabbi Akiba," sprach Papus demütig, „du hast recht. Wieviel aber muß man gelernt haben, und wie stark muß man im Judentum wurzeln, um so zu denken. Heil einem Volke, das solche Männer hat."

„Freunde!" rief er seinen Kollegen zu, „unser Meister soll uns nicht umsonst diese Fabel erzählt haben. Und mag uns tausendfach Todesstrafe drohen, wir lernen weiter, wir bleiben in unserm Element!"

Als Kaiser Hadrian von dem Entschluß der Studenten hörte, und als man ihm berichtete, daß auf allen Plätzen unter freiem Himmel, trotz angedrohter Todesstrafe öffentlich gelehrt würde, da empfand er doch Ehrfurcht vor den Männern der Wissenschaft. Welch ein Mut und felsenfeste Überzeugung gehört zu einer solchen Handlung, sagte er sich! Nach wenigen Tagen ließ er die Akademien wieder öffnen, und die Juden konnten sich aufs neue ungehindert dem Studium widmen.

Das Märchen vom ägyptischen Fisch

Von Lazarus Barth

(Nachdruck nur mit Zustimmung des Verfassers gestattet)

Die Geschichte von dem bösen König Pharao, der die Juden schwer bedrückte, und von dem Auszuge der Kinder Israels aus dem Lande Ägypten habt ihr gehört. Und auch, wie die Ägypter bei der Verfolgung im roten Meere ertranken, wißt ihr. Aber habt ihr schon darüber nachgedacht, wieso es jetzt noch Ägypter gibt, wenn damals alle ertrunken sind? Seht ihr, davon handelt die Geschichte, die ich euch erzählen will.

Da lebte am Nil ein großer Zauberer. Grüne Augen hatte er und eine große Nase, die aussah wie ein Weidenstumpf, und Haare wie Moos, und Ohren wie kleine Höhlen im Walde und keine Zähne. Hu — wie häßlich war er. Er wohnte in einer Pyramide und war schon ein paar hundert Jahre alt. Er hatte schon mit dem kleinen Methusalem gespielt, der nun schon so lange tot war. Und der Zauberer saß in seinem Versteck und dachte nach, wie er den Menschen schaden könne. Als er sechshundertundachtzig Jahre lang darüber nachgedacht hatte, da sprang er vor Freude in die Höhe, denn er hatte einen guten Gedanken — und an dem Tage beginnt unsere Geschichte.

Nun seid ihr aber neugierig, was das für ein teuflischer Gedanke war. Ihr meint wohl, er wollte die Menschen krank oder arm machen, oder töten? Nein, er hatte einen ganz merkwürdigen Plan: er wollte ihnen ihre Wünsche erfüllen. „Das war aber diesmal ein dummer Zauberer," denkt ihr, aber wartet nur ab, wie es weiter geht.

Gerade während der Zauberer vor Freude in die Höhe sprang, ging der junge Prinz von Ägypten am Nil spazieren. Er war der eine von den drei Söhnen des Königs Pharao und hieß Pha-Pha (die beiden anderen hießen Ra-Ra und O-O). Pha-Pha war heimlich weggelaufen, um zu spielen und hatte sich verirrt, und weil er Durst hatte, sagte er: „Ach, ich wollte, ich wäre ein Fisch!" Und wie er das sagte — plumbs, lag er im Wasser und war ein Fisch! Ein richtiger Fisch mit großen, silbernen Schuppen, und schwamm im Nil hin und her. Und der Zauberer lachte, daß die ganze Pyramide wackelte und jeder sagte: „Ich glaube, es kommt ein Gewitter, es donnert schon!" Dann schlug er sich vor Lachen auf die Knie; denn er hatte noch einen Gedanken bekommen. Und plötzlich kam eine Welle, warf einen Fisch aus dem Flusse — klatsch — gerade auf Pha-Phas Kleider, die noch am Ufer lagen; denn als Fisch brauchte er sie ja nicht mehr. Und wie das Fischlein auf den Kleidern lag und mit den Schwanzflossen um sich schlug, da wurden diese lang und länger, bis es richtige Füße waren, und dann wuchs ihm ein Hals und Arme und Hände und Ohren und Haare — und ehe er überhaupt wußte, wie ihm war, steckte er in den Kleidern und war ein Mensch wie ich und du. Er fühlte immer an seinem Anzug herum und wußte nicht, was das ist, und die kleinen Schuhe drückten ihn, weil er noch nie welche getragen hatte. Er ging weiter und kam nach der Stadt und hörte überall die Leute weinen; denn gerade an

dem Tage hatte Gott als Strafe für die Frevel der Ägypter ihre Erstgeborenen getötet; auch im Königspalaste war ein Prinz gestorben. Und nun waren die Hofmeister unterwegs, um Pha-Pha zu suchen. Und sie freuten sich, als sie ihn fanden und führten ihn in das Schloß. Dem Fisch in den Prinzenkleidern kam das alles sehr merkwürdig vor. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah, als ihn die Diener vor den Hofzauberer herzuholen. „Der große Zauberer," dachte Pha-Pha, „ob der wohl ebenso groß ist wie ein Walfisch?" Und da kam er auch schon und warf sich dem König zu Füßen. Der Prinz lachte, wie er ihn sah, und sagte, er sehe aus wie ein Hering mit einer Brille. Da wurde Pharao ärgerlich und befahl ihm, zu schweigen. Und das tat er gern; denn als Fisch hatte er ja auch nicht sprechen können.



Bezalel-Schüler

Thron des Pharao führten. Er wollte mit der Schwanzflosse schlagen, wie er im Meer tat, wenn er als Fisch einen Bekannten begrüßen wollte. Aber jetzt ging das nicht, denn er hatte keine Flossen mehr. Und so wußte er gar nicht, was er machen sollte. Der König umarmte ihn und fragte ihn, wo er so lange gewesen sei und warum seine Hände so naß seien. Aber er wußte nicht, was der Vater wollte und sagte gar nichts. Da befahl der Pharao, den großen

Der König erzählte nun dem Zauberer, daß der Prinz jetzt so merkwürdig sei, und er solle ihn wieder zur Vernunft bringen. Aber da war er an den Falschen gekommen; denn der Hofzauberer war sehr dumm. Er konnte überhaupt nur ein Kunststück machen: er konnte in einem Hut einen Eicherkuchen backen. Jedesmal, wenn er zum König gerufen wurde, machte er dasselbe Zauberstück, und Pharao lachte dann und aß den Eierkuchen und sagte dann

immer zu seinem Koch: „Siehst du, das kannst du nicht!“ Und dann lachte er noch einmal über seinen Witz.

Als der Zauberer nun aber diesen neuen Befehl hörte, da wurde er ganz blaß und untersuchte den Prinzen von allen Seiten und putzte seine Brille und untersuchte ihn nochmals und blätterte lange in seinem großen Buche, bis ihn der König von seinem Throne mit dem Pantoffel auf den Kopf trat und ihn fragte, ob er noch nicht bald fertig sei. Da erschrak der Zauberer und blätterte noch weiter und sagte dann: „Befehlen Majestät, daß ich einen Eierkuchen backe?“ Da gab ihm Pharao noch einen Tritt, daß er gleich zur Türe hinausflog und erst zwei Meilen weiter hinfiel und unterwegs auch noch seinen Hut verlor, in dem er den Eierkuchen backen wollte. Und das war besonders schade; denn es war ein ganz neuer Hut.

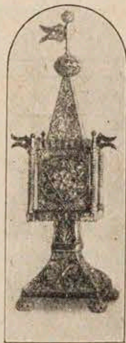
Inzwischen waren die Juden, wie ihr wißt, aus Ägypten gezogen, denn nach der letzten der zehn Plagen waren sie ja, wie Gott es ihnen durch Moses verheißen hatte, mit all ihrer Habe aus dem Lande gegangen. Und nun berief der böse König in seinem Zorn all seine Räte, um zu erfahren, wie er sie wieder fangen und quälen könne. Aber diese sagten: „Der Gott der Kinder Israels hat sich so mächtig gezeigt, daß wir nichts gegen ihn ausrichten können.“ Darüber wurde Pharao noch wütender und rief: „Ich werde euch meine Macht zeigen Ich werde mit meinem ganzen Heere ihnen nachziehen!“ Der kleine verwunschene Pha-Pha sagte: „Ja, doch nimm dich in Acht vor der Angel, damit sie dich nicht fangen!“ aber keiner hörte auf ihn. Alle Soldaten nahmen ihre Waffen, die Führer stiegen auf die Pferde und dann marschierten sie den Kindern Israel nach. Aber denen half der liebe Gott, und deshalb konnte ihnen ja nichts Böses passieren.

Während die Ägypter ihnen nacheilen, können wir uns einmal umsehen, was mit dem prinzlichen Fisch im Nil vorgegangen war. Kaum war der im Wasser, da wurde er auch schon begrüßt und zum Besuch eingeladen. Weil er nämlich so schöne silberne Schuppen hatte, glaubte jeder, er müsse etwas sehr Vornehmes sein. Und das war er ja auch; aber das wissen nur wir. Er schwamm vergnügt mit und dachte: „Da wird sich aber Ra-Ra wundern, wenn ich ihm erzähle, wie lange ich unter Wasser schwimmen kann!“ Und dann kamen sie an. Die andern waren schon beim Essen und luden ihn auch ein. Er hatte großen Hunger und freute sich sehr. Die Köchin kam hereingeschwommen und brachte kleine Seeschnecken, so daß allen das Wasser im Munde zusammenlief. Aber unser Pha-Pha mochte sie nicht essen, und weil er zu höflich war, um das zu sagen, so meinte er: „Wir essen sie immer mit brauner Butter.“ Und weil die anderen Fische nicht wußten, was das ist, so hielten sie ihn für sehr gebildet.

Manches gefiel ihm ja sehr gut da unten, zum Beispiel, daß es im Nil keine Schule gab und daß man sich nicht die Kleider schmutzig machen konnte, weil man keine anhatte. Aber bald sehnte er sich doch zurück; denn es schien auch keine Sonne da drunten, so daß es immer kalt war, und man konnte auch nicht sprechen, sondern nur immer den Mund auf- und zumachen, und man mußte immer aufpassen, daß einen nicht ein Krokodil fraß. Und da wurde er ganz traurig, aber er konnte nicht weinen; denn wohin hätten die Tränen fließen sollen, da doch überall Wasser war.

Betrübt schwamm er weg; er suchte den Weg zurück, weil er dachte: Vielleicht sehe ich mir doch noch ähnlich, und wenn ich am Ufer entlang schwimme, erkennt mich vielleicht jemand und bringt mich zu dem Hofzauberer, daß er wieder einen Menschen

aus mir macht. Aber er fand sich nicht zurecht, weil das Wasser überall gleich aussieht, und so kam er in das rote Meer. Oben sah er viele Menschen stehen, aber sie achteten nicht auf ihn, das waren die Kinder Israels, die jetzt hinter sich die Aegypter sahen. Sie weinten und wußten keine Rettung, weil vor ihnen das Meer und hinter ihnen die Krieger waren, und sie dachten, die Feinde würden sie fangen. Aber Moses betete zu Gott und erhob seinen Stab — da geschah ein Wunder, und das Meer teilte sich, so daß die Juden hindurchziehen konnten, wie ihr es in der biblischen Geschichte gelernt habt.



B'ssomim-Büchschen (Zu: Im Raritäten-laden)

Wie nun das Wasser sich teilte, konnte der verzauberte Pha-Pha nicht so schnell wegschwimmen und lag auf dem Sande. Und als er da zappelte, wurden auf einmal seine Schwanzflossen zu Füßen und es wuchs ihm wieder ein Hals und Ohren und Haare, und plötzlich war er wieder Prinz und lief, was er konnte, nach der Seite hin, wo die Ägypter waren. Die zogen gerade den Kindern Israel nach, wo früher das Wasser war, Pharao mit allen seinen Räten und Soldaten und seinem ganzen Volke. Und als sie mitten zwischen dem Wasser waren, das wie eine Mauer auf beiden Seiten stand, da strömte plötzlich das Meer wieder zurück und versenkte die Aegypter in den Fluten. Aber das wißt ihr wieder schon, und deshalb hätte ich es nicht zu erzählen brauchen.

Nur der Prinz ertrank nicht mit. Der war vor Angst so schnell ans Ufer gelaufen, sowie er entzaubert war, daß ihn kaum noch die Wellen gefaßt hatten Und das bischen konnte er schwimmen; denn so viel hatte er als Fisch gelernt. Und seht ihr, weil sich der Prinz damals retten konnte, darum hat es auch nachher noch Aegypter gegeben.

Die anderen, die mit Pharao gezogen waren, sind alle ertrunken. Aber nein. Der frühere Fisch in den Kleidern auch nicht; der wurde im Wasser gleich wieder, was er gewesen war und erzählte alles den anderen Fischen. Und daher kommt es auch, daß die Fische die Geschichte kennen.

Glaubt ihr das nicht? Fragt doch mal einen Fisch, der erzählt sie euch gleich, wenn ihr sie nur hören könnt!

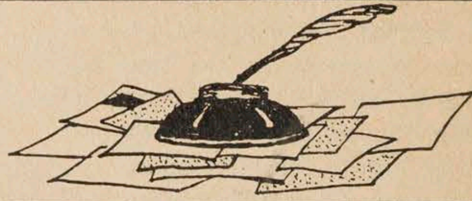


Orientalische Becher aus dem „Bezalel"





Plauderecke



Meine lieben Kinder!

Heute muß ich Euch eine drollige Geschichte erzählen. Sie ist zwar schon vor geraumer Zeit passiert, in der Zeit nämlich, wo die Plaudertante noch ein kleines Mädchen war und mit dem Ranzen in die Schule ging, aber erzählenswert ist sie trotzdem noch.

Damals hatte in unserem Hause eine Wohnung fast ein Jahr lang leer gestanden. Uns Geschwistern tat das gar nicht leid, denn dadurch gehörte uns der große, schöne Hausgarten ganz allein. Als wir aber eines Tages hörten, daß da eine Familie mit einem zehnjährigen Jungen einziehen sollte, da freuten wir uns doch auf den neuen Spielkameraden. Als man uns sagte, daß die neuen Hausgenossen Juden seien, war unsere Freude noch größer — wir fühlten uns ihnen nun verwandt, bevor wir sie noch zu Gesicht bekommen hatten. Dann erfuhren wir noch mehr über sie: sie kamen aus Frankreich und sprachen untereinander immer französisch; aber deutsch konnten sie auch, sogar der kleine Jacques. Nun war unsere Erwartung aufs höchste gespannt.

Eines Tages komme ich aus der Schule und laufe gleich auf meine Lieblingslaube im Garten zu. Sitzt da ein Junge mit dunklen Haaren und Augen und einer etwas großen Nase im blassen Gesicht — ohne Zweifel ein jüdisches Kind. Das ist Jacques! sage ich zu mir selbst, gehe auf ihn zu und sage wirklich erfreut: „Guten Tag, Jacques.“ Er sieht mich an, macht ein ganz finsteres Gesicht, sagt aber kein Wort.

Vielleicht versteht er doch kein Deutsch, denke ich, nehme darum alle meine Kenntnisse zusammen und wiederhole auf Französisch: „Bon jour, Jacques!“ Wieder keine Antwort, er sieht mich nur immerzu ganz böse an.

Mir wird es zuerst sonderbar zumute, dann ärgere ich mich über den unhöflichen Jungen und frage: „Weißt du nicht, daß du antworten mußt, wenn dir jemand guten Tag sagt?“

Da springt auf einmal das Kerlchen auf, stellt sich mit geballten Fäusten und blitzenden Augen vor mich hin und ruft: „Ich nicht sagen guten Tag zu eine Deutschen. Ich 'assen die Deutschen!“

Ich bekam einen furchtbaren Schreck und rief: „Was habe ich dir denn getan?“

Da schrie der Junge wieder zornig: „Oh, die Deutschen 'aben uns genommen die Alsace-Lorraine, sie 'aben gestohlen unser Land, und du sein eine Deutschen auch, darum 'asse ich dich, weil ich bin ein Franzos'!“

Ich war zuerst ganz sprachlos — ich konnte gar nicht verstehen, was der Junge wollte. „Aber ich kann doch nichts dafür, daß die Deutschen den Franzosen Elsaß-Lothringen weggenommen haben,“ rief ich, „ich bin ja überhaupt keine Deutsche, sondern eine Jüdin.“

Da sah er mich ganz erstaunt an und sagte: „Ich auch bin ein Jude, aber trotzdem ein Franzos'!“

„Und außerdem,“ fuhr ich fort, „war mein Papa bei dem Kriege gar nicht dabei, weil er noch zu jung war, und mein Großpapa auch nicht, denn der lebte damals noch gar nicht in Deutschland, sondern in Polen.“

„In Polen?" rief der Junge erstaunt, „auch mein Großpapa sein gekommen von Polen."

Da konnte ich auf einmal nicht mehr anders und mußte hell herauslachen. „Ja, was willst du denn dann eigentlich?" fragte ich ihn lachend, „du bist ein jüdisches Kind und ich auch, dein Großpapa ist aus Polen und meiner auch, und da sagst du, du „'aßt" mich, weil die Deutschen den Franzosen Elsaß-Lothringen weggenommen haben?"

Ich kann Euch versichern, daß das Gesicht, mit dem mich Jacques hierauf ansah, durchaus nicht geistreich war.

Wir sind bald sehr gute Freunde geworden, sind dann auch zusammen in die Religionsstunde gegangen und haben dort gelernt, daß alle Juden auf der ganzen Welt ein einziges, großes Volk bilden, auch wenn der eine in Frankreich, der andere in Deutschland, der dritte in Polen lebt.

Nachdem wir das gelernt hatten, habe ich mich mit Jacques noch besser verstanden als zuvor.

Hat vielleicht jemand von Euch einmal etwas Aehnliches erlebt? Dann erzählt es nur der Euch herzlich grüßenden

Plaudertante.

Rätselecke

Zur Beachtung!

Nur die Namen von Einsendern, deren Rätsellösungen spätestens eine Woche vor Erscheinen der neuen Nummer in den Händen der Redaktion von „Jung Israel", Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 134 sind, können veröffentlicht werden.

Briefkastenkinder, die Rätselaufgaben einsenden, müssen diese sauber auf einen besonderen Bogen schreiben und auf einem zweiten Blatt die Lösung mitschicken.

Auflösung der Rätsel aus Heft 9

I.

Gerson
Isar
Daniel
Eber
Olga
Nadab

Gideon

II.

Elisa
Palme
Hermon
Rahel
Asser
Indien
Mailand
Benjamin
Osten
Nahus
Uhland
Sagan

Ephraim Bonus
(Rembrandt)

III.

Zahntechniker

Rätsel

I

Pyramide.

.	Vokal.
. .	Fürwort.
. . .	Biblischer Name.
. . . .	Gesetzgeber
. . . . .	Fluß in Deutschland.

Die oben genannten Wörter sind so zu bilden, daß zu jedem Wort noch ein Buchstabe hinzugefügt wird. Auf die Stellung der Buchstaben wird keine Rücksicht genommen.

II

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Stadt in Palästina.
2 7 2 6 5 6 3 Schriftgelehrter.
3 4 20 14 Schwiegertochter Noomis.
2 7 13 Hohepriester zur Zeit Samuels.
9 13 11 14 6 Einer der kleinen Propheten.
13 15 6 3 Jüdischer Monat.
6 16 6 10 König von Jsrael.
5 6 7 9 6 19 6 5 5 6 3 König von Assyrien.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben einen berühmten Prophet.

(Eingesandt von Leo Grebler, Berlin.)

III

Am Brahmaputrafluß
Mich jeder kennen muß.
Jn Europa, wie bekannt,
Nur Mädchen werden nach mir benannt.
Liest vorwärts, liest du rückwärts mich,
Stets bleibe derselbe ich.

(I und III eingesandt vom Rätselfritz.)

IV

hu — ka — le — sim — e — ves — a — per — son — je — leb — li.

Die Silben ergeben, richtig hintereinandergestellt: 1. den Namen eines der Kundschafter, die nach Kanaan gesandt wurden, 2. König von Jsrael, 3. Richter und Geweihter Gottes, 4. Tochter Labans, 5. Hohepriester, 6. Mahlzeit. Die Wörter ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines jüdischen Monates.

(Eingesandt von Leo Grebler, Berlin.)

Verwandlungsrätsel.

Ich bin ein Fluß im Spanierland,
Stellst um du alle meine Zeichen,
Bin ich durch Tapferkeit bekannt,
Dem stärksten Feind will ich nicht weichen.
Setzt du die Zeichen anders dann,
Hat mich die feine Dame an.

Kalender

Jjar 5671			Tag im Omer		Mai 1911
14		Freitag	29		12
15	Emor Jecheskel 44, 15-31	Sonnabd.	30	Nacht 8,41	13
16		Sonntag	31		14
17		Montag	32		15
18	Lag Beomer	Dienstag	33		16
19		Mittwoch	34		17
20		Donnerst.	35		18
21		Freitag	36		19

Jjar 5671					Mai 1911
22	B'har, B'ehukothai Jirmijah 16,19—17,14	Sonnabd.	37	Nacht 8,55	20
23		Sonntag	38		21
24		Montag	39		22
25		Dienstag	40		23
26		Mittwoch	41		24
27		Donnerst.	42		25
28		Freitag	43		26
29	Bamidbar I Samuel 20, 18—42	Sonnabd.	44	Neumd.=verkündg. Nacht 9,8	27

Merkspruch: Ein kräftig Wort, das Wunder tut:
Gott hat's gesandt, drum ist es gut.

Verantwortlich für die Redaktion: H. H. Cohn, Berlin=Wilmersdorf. — Druck: Siegfried Scholem, Berlin=Schöneberg

Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg